

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 30 (1950-1951)
Heft: 1

Artikel: Machiavelli und die Geschichte von Florenz
Autor: Muralt, Leonhard v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MACHIAVELLI UND DIE GESCHICHTE VON FLORENZ

VON LEONHARD v. MURALT

Die Renaissance wird jedem Italienfahrer immer wieder zu einem neuen, unvergleichlichen und unvergeßlichen Erlebnis. Ist es Italien, die milden Formen der Landschaft, der Flußlauf des Arno, wie er sich dem Beschauer auf den Höhen von Fiesole bietet, ist es der leuchtende Himmel über San Gimignano und Siena, die Farbenpracht des Abends auf den fernen Hügeln, oder ist es nicht doch immer die Kultur der Renaissance, die Fülle ihrer Kunstwerke, die unmittelbare Lebendigkeit der Plastik, die strahlenden Farben der Malerei, die Größe und Klarheit der Architektur, die uns gefangen nehmen?

In den vergangenen zehn Jahren, während des zweiten Weltkrieges, war mir die Renaissance als Beginn der modernen Welt, da der Mensch nach dem Worte Pico della Mirandas sein eigener Bildner und Herr sein will, problematisch geworden. War in ihr nicht jene Hybris über die Menschen gekommen, die schließlich Europa in den Abgrund führen sollte? Wie das politisch unselig zerklüftete Italien zuletzt in Fremdherrschaft fiel, Kriegsschauplatz der damaligen Großmächte, Frankreich und Spanien, wurde, um endlich zum größten Teil von der iberischen Macht unterworfen und beherrscht zu werden, so wurde das unweigerlich streitsüchtige Europa, im 19. Jahrhundert noch Träger der Weltkultur und Herr der Welt, die Beute der eben dank dieser Zwietracht groß gewordenen amerikanischen und osteuropäisch-asiatischen Weltmächte.

In Florenz vergaß ich alle diese Problematik und lernte wieder sehen, lernte erneut die Freudigkeit der Renaissance miterleben und glaubte wieder an die Echtheit ihres Menschentums.

Die Renaissance ist die Kultur der Jugend, sie lebt ihre Jugendkraft und Jugendfreudigkeit in unmittelbarer Hingabe. Wie oft begegnen wir jugendlichen Gestalten: dem Georg Donatellos, der so fest auf dem Erdboden steht, den Blick offen dem Gegner entgegengerichtet, in herrlicher Bereitschaft zum Kampf, der für den Jüngling keine Gefahr, keine Not, keine Todesbedrohung bedeutet, sondern Wettkampf, Ruhm, Lust, die Lebenskraft auszuleben; welch froher, farbenprächtiger, jugendlicher Troß begleitet die heiligen drei Könige von Botticelli; welch prächtigen Jüngling, welch herrliche Reitergestalt als Aeneas Sylvius Piccolomini malt Pinturicchio in die Bibliothek im Dome zu Siena; oder natürlich der jugendliche Lorenzo de' Medici in der Kapelle des Palazzo Medici von Benozzo Gozzoli, mit

all' seinen Freunden und Freundinnen, mit den fröhlichen Jagdszenen, den frischen, offenen Köpfen der Gelehrten aus der Akademie. Mögen wohl die würdigen älteren Herren in Florenz, etwa die Tornabuoni auf den Fresken von Ghirlandajo in Santa Maria Novella, sich allerlei Gedanken über Leben und Geschäfte machen, im Grunde bleiben sie doch selbstbewußt, weltfreudig, klug, unternehmungslustig, und zeigen sich so gerne in ihren prächtigen Gewändern auf den Straßen und Plätzen wie die Jungen. Die Menschen der Renaissance glaubten ans Leben, durften daran glauben, sie hatten es gemeistert, wie fast keine andere Generation in der Menschheitsgeschichte, sie waren Herren der Weltwirtschaft, die erfolgreichsten Unternehmer, die gewiegtsten Bankiers, die großzügigsten Mäzene der Kunst und Wissenschaft, die einsichtigsten Förderer höchster geistiger Entfaltung, wie sie die Philosophen, die Cosimo de' Medici anregte, vertraten.

Meisterten sie nicht damals auch die Politik? Blickten sie nicht auf die ruhmreiche Geschichte der Republik Florenz zurück, die seit den Zeiten der Stauer ihre Freiheit bewahrt, ihre Verfassung ausgeklügelt, ihre öffentlichen Bauten geschaffen hatte? Welche Stadt übertraf denn die andere? Wie leuchtet die Domfassade von Siena im Nachmittagslicht eines schönen Herbsttages, wenn man aus den dunkeln Gassen auf den Domplatz hinaustritt, welch unvergleichliches Raumgefühl schenkt uns «Il Campo», der Platz vor dem Palazzo Pubblico in Siena, welcher Schwung beseelt dieses Stadthaus! Aber haben das alles nicht doch die Florentiner übertroffen? Sitzt irgendwo ein Turm so kühn auf den Zinnen, wie der auf dem Palazzo Vecchio?

Genug! Niemand, der diese Stätten besucht, kann sich ihrem Zauber, ihrer Lebendigkeit, ihrer Schönheit und Größe entziehen.

* * *

Am Ende des 7. Buches der «Geschichte von Florenz» von Niccolò Machiavelli lesen wir ¹⁾: «Die Verschwörung gegen Herzog Galeazzo Sforza von Mailand und dessen Ermordung, 1476, setzten ganz Italien in Schrecken. Mehr aber taten dies die Ereignisse, welche nicht lange darauf Florenz verstörten und jenem Frieden ein Ende machten, der zwölf Jahre hindurch gewährt hatte. Dies wird im folgenden Buch erzählt werden, dessen Ende trübe und tränenreich sein wird, wie sein Anfang blutig und entsetzenvoll». Lesen wir nicht Worte des großen englischen Staatsmannes und Historikers unserer

¹⁾ «Tutte le opere storiche e letterarie di Niccolò Machiavelli, a cura di Guido Mazzoni e Mario Casella, Firenze 1929», und: «Niccolò Machiavelli, Geschichte von Florenz, vollständige Ausgabe, deutsch von Alfred von Reumont, Wien 1934».

Zeit? Warum schildert Machiavelli in der Geschichte seiner Vaterstadt nicht die herrlichen Werke der Kultur, warum ist die Geschichte Italiens im Zeitalter der Renaissance, wie sie der große Florentiner sieht, eine große Klage über das Unheil, das über Italien hereinbrach? An Francesco Vettori, seinen vertrauten Freund in Rom, schrieb Machiavelli im April 1513, ein Jahr nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven politischen Leben: «Das Schicksal wollte, daß ich weder von Seide noch Wollweberei, weder von Gewinn noch Verlust zu reden weiß; *ich muß vom Staate reden...*». Es wäre töricht zu meinen, Machiavelli habe den Wert der Kultur seiner Zeit verkannt. Oft genug spricht er von der Pflege der Wissenschaften und Künste bei den Fürsten und den Freistaaten Italiens, besonders rühmt er Cosimo de' Medici, den «Vater des Vaterlandes», als Freund und Beschützer der Gelehrten, unter denen die platonische Philosophie einen neuen Höhepunkt erlebt habe. Aber Machiavelli wäre nie Machiavelli geworden für die Nachwelt, wenn er sich nicht mit der ganzen Kraft seines Geistes und der ganzen Leidenschaft seines Herzens den politischen Problemen seiner Welt gewidmet hätte.

1512 aus einer höchst regsamen und geisteswachen Tätigkeit als aktiver Politiker herausgeworfen, hatte Machiavelli nun als Verbannter auf seinem nur geringe Ressourcen gewährenden Landgut San Casciano Muße, über das Geschick von Florenz und von Italien nachzudenken. Größe und Untergang der Römischen Republik, wie sie Livius geschildert, gaben ihm Trost und den äußern Anknüpfungspunkt, seine «Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio» zu entwerfen. Die Arbeit an der breit angelegten Schrift über Staat und Politik überhaupt unterbrach er 1513 mit der raschen Niederschrift seines berühmtesten Werkes, «Il Principe», in der Hoffnung, damit einen neuen Weg zur Befreiung Italiens zu zeigen. In beiden Werken vertrat er die gleiche Auffassung von Politik und Staat. Insofern fand er noch einmal die Gnade der Machthaber, als ihm Kardinal Giulio de' Medici, der spätere Papst Clemens VII., damals Kanzler der Universität, von dieser den Auftrag verschaffte, «Le Istorie Fiorentine» zu schreiben. Sie sind das letzte große Werk des glühenden Patrioten. Er vollendete sie 1525. Noch erlebte er es, wie im Mai 1527 sich noch einmal die Republik gegen die Medici und gegen die spanische Übermacht Karls V. zu behaupten suchte. Am 22. Juni 1527 starb der Achtundfünfzigjährige in Florenz und wurde zu Santa Croce begraben. Nach der zehn Monate dauernden Belagerung vom Oktober 1529 bis zum 4. April 1530, in der Michelangelo als Festungsingenieur mitkämpfte, verlor Florenz seine alte republikanische Freiheit für immer.

Die «Istorie Fiorentine» sind eine Geschichte der Stadtrepublik Florenz im Rahmen der Geschichte Italiens. Sie beginnen mit der

Völkerwanderung; schon nach wenigen Seiten wird klar, was Machiavelli sagen will: Er spendet dem Ostgotenkönig Theodorich, der den Titel eines Königs von Italien angenommen hatte, höchstes Lob; «denn mittels seiner Kraft und Güte erstanden nicht nur Rom und Italien, sondern auch die übrigen Teile des westlichen Reichs, frei von jenen Drangsalen, die sie so viele Jahre lang durch die endlosen Überschwemmungen der Barbaren erlitten, und kehrten zurück zur Ordnung und zu glücklichem Zustande». Aber nie mehr sollten solche Zeiten zurückkehren. Immer wieder beklagt Machiavelli das Schicksal Italiens, spricht von den endlosen Leiden des Landes, hervorgerufen durch Unfrieden und Zwietracht, die den Grund zum Ruin von ganz Italien legten. Das letzte Wort des letzten Buches gilt dem Unglück Italiens: «Und so schoß denn alsbald nach dem Tode Lorenzos de' Medici die böse Saat auf, welche ... Italien verwüstete und noch immer verwüstet». Warum aber war die Geschichte Italiens für Machiavelli eine Leidensgeschichte? Verschiedene Gewalten und Mächte waren daran schuld. Von den Deutschen sei die Zerklüftung in die beiden großen Parteien, die Ghibellinen und die Guelfen, ausgegangen. Aber die Hauptschuldigen seien doch die römischen Päpste gewesen, die immer wieder fremde Völker und Kriegsfürsten ins Land gerufen hätten. Ein weiterer Grund für das Verderben Italiens sei der Mangel an Tapferkeit, an kriegerischer *virtù* bei den Fürsten und beim Adel gewesen, so daß das Land den eindringenden Feinden keinen Widerstand mehr entgegensetzen konnte. Schließlich habe das alles zu immer neuer Zwietracht, auch bei den Bürgern der Freistaaten, geführt und auch deren innere Kraft gelähmt. So verfolgt Machiavelli zitternden Herzens das Geschick Italiens, spürt mit der unvergleichlichen Schärfe seiner Beobachtungsgabe und seiner erzählerischen Gestaltungskraft von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahr zu Jahr, den Ursprüngen der italienischen Zerklüftung nach, immer mit der Frage auf den Lippen: Gab es nie einen Halt, gab es nie einen Erretter, eine Erneuerung Italiens?

Die Geschichte seiner Vaterstadt, das sieht ihr Historiker völlig klar, spiegelt nur das Schicksal des ganzen Landes in besonderer Prägnanz wider. Machiavelli schiebt ihr aber eine schwere Verantwortung zu, da sie doch sehr mächtig hätte sein können. Er fällt das paradoxe Urteil, daß gerade die unzähligen Fehden der Florentiner Bürgerschaft diese Macht bewiesen, denn sie hätten ausgereicht, jede andere, auch die größte und mächtigste Stadt, zugrunde zu richten. Spät zwar, aber wie bei Krankheiten, die spät auftreten, um so heftiger wurde Florenz von den Parteizwisten Italiens ergriffen. Aber nicht nur von außen drangen sie in die Stadt ein, sie entsprangen auch aus dem Innern, und zwar, wie Machiavelli konsequent unterstreicht, aus dem Ehrgeiz, dem Haß, dem Neid, dem

Machtwillen der großen Herren unter den Bürgern. Natürlich erzählt er den sagenhaften Familienstreit der Buondelmonti und der Amidei, den wir aus C. F. Meyers «Mars von Florenz» kennen. Der Sieg der Guelfen, meint er, schien dann der Stadt Ordnung und Freiheit zu bringen, aber aus der Rivalität der Cerchi und der Donati entstanden die neuen Parteien der Weißen und Schwarzen. Diesem Streit sollte Dante zum Opfer fallen. Immer waren es Ehrsucht, Mißgunst, unredliche Absichten, die neue Kämpfe heraufbeschworen.

Nun zeigt aber Machiavelli die ungewöhnliche Kraft seiner historischen Erkenntnisfähigkeit darin, wie er eine von modernen Historikern oft in scharfer Antithese auseinandergezernte Doppelbetrachtung zusammenfügt. Ursache der Parteizerspaltung waren gewiß nicht nur persönlicher Ehrgeiz und Familienrivalität, sondern auch allgemeine soziale Verhältnisse. Machiavelli gibt deutlich die soziale Indikation zur Krankheitsgeschichte von Florenz. Es gehört für ihn zum Wesen der betreffenden Stände, daß das Volk den Gesetzen gehorcht, die Mächtigen aber glauben, den Gesetzen befehlen zu dürfen. Das führte jedoch immer wieder zu Beleidigungen der Popolanen durch den Adel, und alle Verfassungsreformen konnten solche nicht verhindern, da die vornehmen Geschlechter diese Änderungen nur gebrauchten, um ihre Macht zur Geltung zu bringen. Im Gegensatz zum alten Rom, wo gleichsam auf verfassungsmäßigem Boden gekämpft worden war, wirkte sich der Ständekampf in Florenz so unselig aus, weil die Parteien immer wieder zu den Waffen griffen und weil der Parteikampf im übrigen Italien nur allzu leicht Nahrung und Unterstützung finden konnte. Das führte in Florenz zu einem neuen Mißstand, der Machiavelli angelegentlichst beschäftigt. Als nämlich das Volk siegte, schloß es den Adel von den Ämtern aus. Daraufhin wollten die Adelsgeschlechter ihre volksfreundliche Gesinnung bekunden, indem sie ihre Namen und Wappen abänderten. Als sie aber so ihren Adel preisgaben, erlosch in ihnen Tapferkeit und Hochsinn. «Quella virtù dell'armi e generosità di animo, che era nella nobiltà, si spegneva, e nel popolo dove la non era non si poteva raccendere». Die Folge war jenes unselige Verderbnis des Militärwesens in Italien, das mit der Figur des berufsmäßigen Condottiere, des Söldnerführers als geschäftlichen Unternehmers, verknüpft war. Wehrhaftigkeit der Bürgerschaft selber war aber für Machiavelli die selbstverständliche Voraussetzung glücklicher staatlicher Existenz. Die Überwindung des historischen ständischen Gegensatzes in Florenz durch den Sieg des Bürgertums war also in den Augen des großen Staatsdenkers verfehlt. Wir wissen ja aus den Discorsi, daß Machiavelli den Staat für den am besten geordneten hält, der die Grundelemente aller Staatsformen, das monarchische, das aristokratische und das demokratische kombinierte, wie es im alten

Rom der Fall gewesen war, es sei denn, die Wehrhaftigkeit sei in einem demokratischen Volke so lebendig wie bei den Schweizern.

Ein zweiter, von Machiavelli scharfsinnig erfaßter sozialer Gegensatz war derjenige zwischen vornehmerem Bürgertum, den Popolanen, auf der einen, dem niedersten Volke, dem Pöbel (*la infima plebe della città, il popolo minuto*) auf der andern Seite. Die Gewerbe von Florenz hatten eine ständig sich fortentwickelnde, sich spezialisierende Gliederung erfahren, indem besonders im Textilgewerbe viele Funktionen vom niedersten Volke, von Lohnarbeitern durchgeführt wurden, die keine eigene Zunft bildeten, sondern von den großen Tuchherren, die in der Zunftvorsteherschaft saßen, völlig abhängig waren. Nun sieht Machiavelli ganz klar, daß diese allgemeinen sozialen Verhältnisse wohl Voraussetzung, Basis des geschichtlichen Geschehens sind, nicht aber dessen treibender Motor. In der sozialen Ungleichheit lag der Grund zu tiefem Groll, den die Leute des Arbeitervolkes gegen die Zunftherren hegten; der Entschluß zum Aufstand ging aber aus momentanen Ereignissen hervor, einmal aus der Furcht, wegen vereinzelter Unruhen und Brandstiftungen schwer bestraft zu werden, dann infolge der Hetzrede, die einer der kühnsten und erfahrensten unter ihnen hielt. Der Aufstand scheiterte aber, weil der frech gewordene Pöbel, wie Machiavelli sagt, nicht genug bekommen konnte, so daß selbst der ehemalige Anführer, Michele di Lando, welcher Gonfaloniere della Giustizia geworden war, sich gegen seine Leute wandte und die alte Ordnung wieder herstellte. Da aber die großen Popolanen nichts daraus lernten, nur erneut gewalttätig regierten, entstanden neue Geschlechterfehden und Parteiungen, Verschwörungen der Verbannten gegen die Stadt, Kämpfe mit Mailand oder Venedig, mit Neapel oder dem Papst, mit immer wechselnden Allianzen, ungetreuen Condottieren, glücklichen und unglücklichen Schlachten, bis schließlich Cosimo de' Medici siegreich aus den Kämpfen hervorging, die republikanische Freiheit von Florenz beseitigte und die Alleinherrschaft seines Geschlechtes begründete.

Wie verstand Machiavelli diese Geschichte, wie deutete, wie wertete er sie? Schrieb er wirklich nur wie ein beobachtender Naturforscher, der die Gesetzmäßigkeit des Geschehens registriert? Viele Bemerkungen scheinen dieses anzudeuten. Oft ruft Machiavelli die Fortuna an, das trügerische Schicksal, das immer wieder neue Mittel findet, um durch Unfrieden neue Leiden hervorzurufen. Sehen wir aber genauer zu, dann ist bei Machiavelli die Fortuna nicht schlechthin determinierende Potenz, sie nimmt viel eher die Gestalt eines Klageweibes an, das sich dann einfindet, wenn das Unglück schon geschehen ist. Nach dem Krieg gegen Mailand schienen keine Veranlassungen zu Störungen mehr vorhanden gewesen zu sein. «*Ma la mala fortuna della nostra città e i non buoni ordini suoi feciono intra la famiglia degli*

Albizzi e quella de' Ricci nascere inimicizia», oder an anderer Stelle sagt er, das Glück habe die Ehrfurcht und Anmaßung eines Condottiere dermaßen gesteigert, daß er alle Rücksichten aus den Augen verloren habe; ja einmal erzählt Machiavelli, ein Bentivoglio habe der launischen Fortuna das Gesicht gezeigt, habe im ungünstigsten Augenblick doch mutig weitergekämpft, die Feinde vertrieben und gesiegt. Die Menschen sind es also, die in ihren guten und schlechten Einrichtungen, in ihrer Ehrfurcht und Anmaßung oder in ihrer virtù sich frei zu ihren Taten oder Untaten entschließen, darin ihren Charakter zeigen und dafür verantwortlich sind. Wie könnte sie anders der leidenschaftliche Historiker vor dem Forum der Geschichte zur Rechenschaft ziehen? Machiavellis Geschichte von Florenz ist zugleich eine große Klage über das Geschick seines Vaterlandes und eine bittere Anklage seiner Bürger, in einer langen, glorreichen Geschichte, die immer wieder die glücklichsten Möglichkeiten geboten hätte, das Glück verscherzt zu haben, aus Neid, Mißgunst, Kurzsichtigkeit, Ehrgeiz, Habsucht, Torheit und Feigheit.

Wenn also die Italiener, die Florentiner selber schuld waren am Unglück Italiens, was hätten sie denn tun sollen?

Weil Machiavelli die Kirche, das Papsttum verurteilt hat, da es den Italienern ihre Einheit und ihre kriegerische Gesinnung genommen, weil Machiavelli unbeirrbar wirklichkeitsgetreu die Politik und ihre skrupellosen Wege geschildert hat, nahm man an, er habe diese Erkenntnis auch zum Grundsatz seines Denkens gemacht. Die Machiavelliforschung hebt seine Bewunderung für Cesare Borgia hervor und zeigt uns, wie der «Principe» aus diesem Erlebnis des Florentiners heraus geschrieben worden sei. Machiavellis glühendes Interesse für die Machtpolitik, für den Gewaltmenschen, der die Macht anwendet, für die Mittel der Machtpolitik, für List und Gewalt, für alle Wege der Verschwörungen und des Verrats, ist ganz unbestreitbar. Ich frage nur: Wünscht der Arzt, wünscht der medizinische Forscher, der mit demselben glühenden Interesse eine Krankheit erforscht, dessen Eifer und Interesse wächst, je schwieriger, je ernster, je gefährlicher die Krankheit ist, wünscht ein Mediziner eine solche Krankheit herbei, hält er sie für eine Erscheinung, die dem Leben Freude, Wert, Sinn gewährt? Der Arzt interessiert sich vielmehr für die naturwissenschaftliche Diagnose der Krankheit, weil er den Patienten heilen will. Der Wille zur Heilung erfordert die genaueste Erkenntnis der Krankheit, der Arzt darf sich keinen Illusionen über den Zustand des Kranken hingeben. Weil Machiavelli das Wesen der Politik erkannt hat, weil er wie vor ihm noch kein Diagnostiker mit einem heute noch unübertroffenen Wirklichkeitssinn das Dämonische im Wirken der Macht, nämlich das Schöpferische und das zugleich Zerstörerische in ihr, und zwar beides Mächte des menschlichen

Willens zur Macht, entdeckt hat, fragt er nach dem Zustand des gesunden Staates, fragt er, ob es denn so sein müsse, daß Blut und Tränen im Gemeinschaftsleben der Menschen und Völker immer fließen müssen, fragt er nach dem rechten Staat, nach der Ordnung, die herrschen könnte und sollte, wenn die Menschen sie erkennen wollten.

Ich habe diese Machiavelli-Deutung in meinem Buche «Machiavellis Staatsgedanke» (Benno Schwabe & Co. Verlag, Basel 1945) vor allem auf Grund des «Principe» und der «Discorsi» gegeben und die «Istorie Fiorentine» nur gelegentlich herangezogen. Die erneute Lektüre des gesamten Geschichtswerkes überzeugt mich restlos.

Zunächst ist auch in seiner Geschichtsbetrachtung völlig klar, daß der große Florentiner die Unterscheidung von Gut und Böse *nie* aufgibt. Er bedauert, daß die *virtù* und die *bontà* Theodorichs durch seine Grausamkeiten verdunkelt wurden, er betont, daß Corso Donati seine unredlichen Absichten unter einer redlichen Außenseite zu verbergen suchte, er klagt, daß bei allen Religion und Gottesfurcht erloschen seien, während Eid und Treue nur solange währten, als der Vorteil es erheische. Ebenso deutlich ist, daß Machiavelli die Gewaltherrschaft verabscheut und allein den geordneten Freistaat für den rechten Staat hält. Herrschaft eines guten Fürsten mag ihm recht sein; sie ist aber äußerst selten, weil auch ein guter Herrscher kaum je frei ist von Grausamkeit. Das Regiment des Gonfaloniere Luca Pitti unter Cosimo de' Medici nennt er «insopportabile e violento». Solcher Herrschaft stellt er «den guten Herrscher und die wohlgeordnete Republik» gegenüber, und er klagt bitter, daß die Bürger «die Hoheit ihres Staates zugrunde gerichtet, die Ordnung verkehrt, die Gesetze vernichtet, das ehrbare Leben verderbt, die bürgerliche Beschränkung geschwunden sahen» (*ogni onesto vivere corrotto, ogni civile modestia spenta*). Der wohlgeordnete, starke Freistaat gewährt Sicherheit, ermöglicht Bevölkerungszunahme, erschließt neues Kulturland, baut neue Wohnstätten. Durch ihre bürgerliche und kriegerische Verfassung begründeten die Florentiner ihre Freiheit. Würde doch einmal ein Historiker eine Untersuchung über Machiavellis Freiheitssinn schreiben!

Nach dem Vorbild der Alten schob Machiavelli direkte Reden der handelnden Personen in seine Erzählung ein. Längst haben die gewissenhaften Interpreten der *Istorie Fiorentine* auf diesen Kunstgriff des Buches hingewiesen und gezeigt, daß die Reden meistens geradezu unwahrscheinlich und unhistorisch sind. Nun betonte aber doch der Biograph Pasquale Villari, daß Machiavelli seine eigenen Gedanken und Überzeugungen in diese Reden hineingelegt habe. Also müssen wir doch ihren Inhalt zur Kenntnis nehmen. Mit welchem Pathos, mit welcher Überzeugungskraft treten die Signoren von

Florenz vor den Herzog von Athen, einen jener Condottieri, und preisen die republikanische Freiheit und zeigen den unvermeidlichen Untergang jeder Tyrannis. Darauf erzählt Machiavelli: «Des Herzogs verhärtetes Gemüt ward durch diese Worte nicht im geringsten gerührt». Kann noch jemand an des Florentiners Staatsethos zweifeln? Jede Rede enthält gleichsam einen Kernsatz, eine politische Sentenz, die in dieser literarischen Form zu prächtigster und tiefster Wirkung gelangt. Der Gonfaloniere Luigi Guiccardini rief seinen Mitbürgern zu: «Als die Stadt einmütig war, haben ein Erzbischof von Mailand und ein Papst sie nicht zu besiegen vermocht und nach mehrjährigem Kriege nur Schmach davongetragen. Warum denn wollt ihr durch Uneinigkeit diese Stadt im Frieden zur Sklavin machen, welche aus den Kämpfen mit so mächtigen Feinden frei hervorgegangen ist?» Die letzte Rede hält Lorenzo de' Medici nach der Verschwörung der Pazzi, die auch ihm gegolten und in der sein Bruder Giuliano im Dom ermordet worden war. Er betonte, daß eine solche Tat ruchlos sei, daß die Stadt sie mit Recht verabscheue. Wenn sich aber der Partei-zwist so tief eingefressen habe, daß die Verschwörung die letzte Form des Kampfes bleibe, die doch meistens zur Erfolglosigkeit und kaum je zum Gelingen führe, dann sei die Herrschaft eines Hauses gerechtfertigt, das jeden an Menschenfreundlichkeit, Liberalität und durch Wohltaten besiege.

Damit wird Machiavellis Auffassung klar. Italien hatte in seinen Augen die Möglichkeit, den gesunden und rechten Staat zu verwirklichen, verscherzt, die Florentiner hatten sie in ihrer Verblendung, ihrem Neid, ihrer Mißgunst, ihrem Ehrgeiz und ihrer Habsucht verachtet. So konnte ihnen nur noch die Alleinherrschaft der großen Mediceer für eine kurze Frist Ruhe, Ordnung und Frieden bringen. War nicht diese Grundauffassung der Anlaß gewesen, weshalb er im «Principe» die Gewalttaten eines Cesare Borgia bewundert hatte? Er erzählt doch von ihm im 7. Kapitel, der Herzog habe sofort erkannt, daß die Vorbedingung, um das Land zu Frieden und Gehorsam zurückzuführen, eine gute Regierung sei, deshalb habe er seinem Statthalter, einem grausamen und gewalttätigen Mann, unumschränkte Vollmacht gegeben, dieser habe in kurzer Zeit Frieden und Eintracht wieder hergestellt. Später aber habe Borgia eine so unumschränkte Machtvollkommenheit nicht mehr für nötig erachtet, da sie Haß erwecken könnte, und vielmehr an die Spitze des Landes ein bürgerliches Gericht gestellt, bei dem jede Stadt ihren Anwalt hatte. Machiavelli hielt es also für den einzig richtigen Weg, daß eine Gewalt-herrschaft höchstens als äußerstes Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung angewendet werde und nur solange, bis, gerade auf dem Wege der Rechtspflege, gleichsam wieder die ordentlichen republikanischen Instanzen ihre Wirksamkeit aufnehmen könnten. Muß

nicht heute dieser Weg von der gewaltsamen Besetzung durch fremde Mächte zur freien Selbstverwaltung in Deutschland beschritten werden?

Hielt Machiavelli doch den Untergang von Florenz für besiegelt? Er schrieb in den Zwanzigerjahren des 16. Jahrhunderts. 1494 war König Karl VIII. von Frankreich über die Alpen gekommen. So hatten die unseligen Kämpfe der Großmächte um Italien begonnen. Darin lag eine tödliche Gefahr, aber die letzte Entscheidung war noch nicht gefallen. Florenz war nach allem Unglück noch einmal etwa so frei geworden, wie es heute die britische und die französische Großmacht sein mögen. Konnte sich das Geschick nicht wenden? Die letzte Sinngebung mußte die Geschichte von Florenz aus den allgemeinen geschichtsphilosophischen Erwägungen empfangen, die Machiavelli hegte. In der Mitte seines Werkes, das er in acht Bücher einteilt, zu Beginn des 5. Buches, entwickelt er die auch in den *Discorsi* erwähnte, schon bei Plato und dann bei Polybios vertretene Kreislauftheorie vom Aufstieg und Niedergang der Staaten. Machiavelli glaubt, da die Natur den menschlichen Dingen keinen Stillstand gestatte, müßten die Staaten notwendig abwärts steigen, nachdem sie den Gipfel der Vollkommenheit erreicht hätten. «Sind sie nun herabgestiegen und durch Zerrüttung aufs tiefste gesunken, so müssen sie, da ferneres Sinken unmöglich, notwendig wieder aufwärts steigen». Dann faßt er zusammen, wie Italien durch die unselige Kriegführung der Condottieri, der Machthaber und Parteien in den Jahren von 1434 bis 1494, so gesunken sei, daß es schließlich unter die Herrschaft der ausländischen Mächte geraten sei. Die Erkenntnis dieser Zusammenhänge sei aber nicht minder fruchtbringend als die der alten Geschichte. Wenn jene zur Nachahmung aufgefordert habe, dann diene diese zur Warnung. Kann noch ein Zweifel über Machiavellis tiefste Gedanken bestehen, Gedanken, die er nicht in dünnen Worten aussprechen darf, da sie sonst ihre zwingende Macht verlieren würden; müssen sie sich doch dem Leser aus der Sache selber, aus dem großen geschichtlichen Zusammenhang, wie ihn Machiavelli sieht, ergeben! Den Schlüssel zur geschichtlichen Deutung darf er nicht an den Schluß des Buches stellen, da er so zum Augenblick herabgemindert würde, der flüchtig ist; in der Mitte stehend gibt er die Deutung der Geschichte nach der Vergangenheit und nach der Zukunft:

Machiavelli glaubt, der Lauf Italiens und der Republik Florenz abwärts zum Unglück und zum Bösen habe die tiefste Stelle erreicht, die Möglichkeit zum erneuten Aufstieg könnte nun kommen, «wenn nicht irgend eine außerordentliche Macht sie völlig erdrückt». Diese katastrophale Gefahr sieht er allerdings auch. Wer spürt aber nicht aus dem ganzen Werk heraus, wie zutiefst im Innern Machiavelli

sich an die Hoffnung klammert, wie er zittert um das Geschick Italiens, wie er seine Mitbürger warnen will! Würden sie den Ruf hören, würden sie Ehrsucht und Zwietracht begraben, dann würden Kraft und Ordnung zurückkehren, und noch könnte Italien befreit werden. Nun schiebt er in seine Ausführungen über den Kreislauf der Staaten eine Bemerkung ein, die Römer hätten auf den Rat des alten Cato gut daran getan, den griechischen Philosophen in Rom keine Aufnahme zu gewähren; denn die Wissenschaften, die auf die Zeiten kriegerischer Tüchtigkeit gefolgt seien, hätten Entwöhnung vom Kriege gebracht und damit den Abstieg der Staaten vorbereitet. Spricht Machiavelli damit der Kultur der Renaissance, die er doch sonst voll anerkennt, ein vernichtendes Urteil? Ja und Nein! Nein; denn Machiavelli hält durchaus die Wissenschaften und Künste für den höhern Wert des Lebens als den politischen Kampf und bejaht das Wirken der großen Förderer der Renaissance. Aber die Kulturfreude und ihr Genuß durfte nach seiner Einsicht nicht zu politischer Schwäche werden, weil dann der politischen Unabhängigkeit und damit auch der Kultur der Untergang drohte. Wir fragen aber: War das nicht der Preis, den die Kultur der Renaissance zu bezahlen hatte, die doch auf dem Individualismus der Italiener beruhte, der aber politisch Italien zum Verhängnis werden mußte? Machiavelli war nicht dieser Auffassung. Die Kultur darf nicht zur Verweichlichung, zur Zerrüttung der politischen Kraft führen.

Müssen wir nicht dem großen Florentiner recht geben? Hat nicht das alte Europa unserer Zeit und besonders Deutschland durch seine unsinnige politische Zerklüftung und den dadurch verschuldeten Untergang seiner politischen Macht und Freiheit auch seine Kultur mit dem Verderben bedroht? Ist nicht die gesunde, starke, die Unabhängigkeit und Freiheit sichernde politische Ordnung die unentbehrliche Voraussetzung für die Existenz einer freien Geisteskultur? Möge auch uns der große Florentiner zum Warner werden!